Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 1

Artikel: Auf dem brasilianischen Hochlande
Autor: Hornemann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833671

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

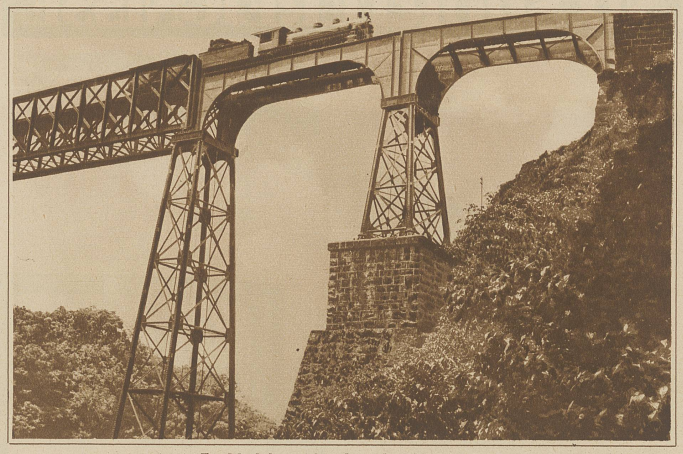
Auf dem brasilianischen Hochlande

Von Ernst Hornemann, Sao Francisco do Sul (Brasilien)

In dem «Hotel» der kleinen südbrasilianischen Stadt erwartete ich einen Freund, zu dessen Fazenda wir gemeinsam fahren wollten. Das Städtchen mag wohl zweitausend Einwohner haben, und die Hauptstraße besteht aus einer Reihe von gekalkten Bretterhäusern mit Kramläden, zu hoch, um darauf zu sitzen, aber für alle sonstigen Erfordernisse kaum hoch genug. Die Herberge, ein äußerlich ganz ansehnlicher einstöckiger Steinbau, Stolz und Augenweide der Bürger, führt den tönenden Namen «Salon Libertäd». Ueber der Tür, die aus dem vordern Schankraum zu den anderen Gelassen führt, findet man ein großes Schild: E prohibido entrar armado nestas salas» (Es ist verboten, bewaffnet diese Räume zu betreten). Selbstverständlich kehrt sich niemand von den Troperos, die in weit überwiegender Mehrzahl die Gäste sind, an dieses Verbot. Sie sind auf langen Reisen zu Pferd durch das weite Land, bringen Rudel von Gäulen aus dem Innern in die Küstenstädte herab zum Verkauf und machen hier einen halben Tag und eine Nacht lang Rast. Sehnige, braun verbrannte Kerle mit schwarzen Augen unter den breiten Krempen der riesigen Filzhüte.

Ist das Pferderudel auf der umhürdeten Wiese hinter dem Hause untergebracht, so streichen sie, talergroße Sporen schleifend, durch die Räume, schaufeln gewaltige Mengen Reis und schwarze Bohnen mit dem lederharten, an der Sonne getrockneten Fleisch — das Nationalgericht — in sich hinein. Hernach umstehen sie die Bar, lassen sich mancherlei einschenken und reden mit fliegenden Gesten und temperamentvollen Gebärden. Gutmütige noble Gesellen mit so leicht beweglichen Kinderherzen. Nur wenn Eifersucht, Frauengeschichten ihren hemmungslosen Jähzorn emporlodern lassen, greifen sie rasch zu ihren großen Revolvern oder den langen Dolchmessern. Uebrigens trägt hier im Innern des Landes ein jeder, sei er Barbier, Stationsvorsteher oder Pastor, einen riesigen Revolver am Gürtel. Man trägt ihn mit Rücksicht auf die allgemeine Anschauung, um nicht unliebsam aufzufallen und zu Bemerkungen Anlaß zu geben.

Die Unterhaltung der Troperos vermag mich nicht sonderlich und lange zu fesseln, zumal mir meistens ein ganz besonders schönes Pferd, dessen Vorzüge in den lockendsten Farben gemalt werden, angeboten wird, sodaß ich mich stets frühzeitig in das erste und einzige Stockwerk zurückziehe. Die Zimmer sind durch Wände und Decken von kaum fingerdicken Brettern abgetrennt, aber von der Decke meines Gemaches haben sich zwei Planken gelöst, sind herabgefallen, sodaß ich von meinem schwunglosen, knisternden Maisstrohsack, den abends und nachts die Mosquitos in hohen langweiligen Diskanttönen umsingen, bis in die Spitze des Giebelwinkels sehen kann, wenn ich von meiner abendlichen Lektüre für kurze Zeit aufblicke. Ich lese die mir von einem hier heimisch gewordenen Schweizer angebotene «Zürcher Illustrierte», während zwei, drei dickleibige große schwärzliche Nachtfalter töricht und hartnäckig die Kerze umkreisen. Bisweilen stoßen sie gegen meine Stirn, und dunkler Flügelstaub pulvert auf die Bilder hernieder.



Ein Viadukt im brasilianischen Hochland

Sao Francisco, die brasilianische Hafenstadt, von der aus die Bahn ins Hochland führt

Eines Morgens verlasse ich den Ort und fahre zu dem einsamen kleinen Bahnhof. In dem Zuge, der von der Küste, vom Meere heraufkommt, begegnet mir mein brasilianischer Freund. — Weiter geht es in das Innere des südbrasilianischen Hochlandes, das mit sanften Bodenwellen, Flüßchen, Wäldern, langgestreckten Weiden und Camps dahinflutet. Rings schneiden sich fernhin niedrige Höhenzüge mit dunklen bläulichen Pinienwäldern. Kleine Siedelungen gleiten vorbei. Die Telegraphendrähte jagen mit plötzlichen Sätzen vorüber. An allen Stationen: Rio Preto, Avencal Barracas, Turvo, Cannivete, Tres Barras türmen sich hohe Stapel von Pinienbrettern, die darauf warten, nach dem Norden Brasiliens oder nach Argentinien verladen zu werden. Der Zug rüttelt und schüttelt auf dem zwischen Hügeln sich schlängelnden Geleis, das zeitweilig ein schmaler Fuß begleitet, auf dessen flimmerndem, gelbgrünen Wasser flachgehende kleine Mattetransportdampfer abwärts gleiten, und Caboclos in spitzen schmalen Canovas, ausgehöhlten Baumstämmen, entlangpaddeln.

Am späten Nachmittag heult die Maschine wieder einmal langgezogen, vermindert die Fahrt und hält schließlich mitten im Wald vor einer verlassenen Station, die aus einem kleinen Holzhause besteht. Wir sind an unserem Ziel. Zwei, drei lose Briefe werden herausgereicht — bis zu einem Postsack hat es noch lange Weile — und der Zug setzt seine Fahrt fort.

Zwei Tagesritte in den Urwald hinein, der dicht hinter der winzigen Andeutung eines Bahnhofes beginnt, bringen einen bereits zu Botokuden, wilden Indianern.

Die Dämmerung bricht rasch herein. Eine schieferfarbene Wolkenwand schiebt sich über das Tal, und es beginnt heftig zu regnen, regnet, wie es nur in diesen Ländern vom Himmel herabströmen kann. Ein tosendes Sausen von Wasser! Das Auto der Fazenda erwartet uns. Die rötliche lehmhaltige und durchnäßte Erde ist glatt wie Seife, und schon die zweite Anhöhe, über die der schmale Fahrweg führt, vermag der Wagen nicht ganz zu nehmen und rollt langsam zurück, doch die Spur wird verlassen, und im Bogen durch das an dieser Stelle nicht allzu hohe Gestrüpp wird der Hügel unter teuflischem Knattern gestürmt. Die Hohlwege, die wir passieren, gleichen dem Bette eines Sturzbaches. Bergabwärts gleitet der Wagen oftmals, schräg zu den Spuren gestellt, den Weg hinunter. Zu beiden Seiten steht die tausendjährige jungfräuliche Waldwildnis. Uralte Baumriesen wuchten hart am Rande des Pfades in den Nachthimmel empor. Das Auto rutscht und schliddert, steht alle zweihundert Meter quer über dem Weg.

Die helleuchtenden Scheinwerferlaternen fahren tastend über die grellgrünen Wände des Urwaldes dahin, über mannsgroßes Farnkraut und hohes schlankschäftiges gallengrünes Rohr, dessen peitschendünne Spitzen sich über uns neigen. Durch die ehrfurchtgebietende uralte Waldwildnis, die noch vor einem Jahrzehnt die erhabene alleinige Jagdstätte der wilden Indianerstämme war, rast der knatternde Wagen, ein stählernes Teufelswerk.

Das Wetter ist jetzt gerade über uns. Es blitzt hinter dem Regen und das Wasser steht wie Millionen dünner bläulicher Glasröhren in der Luft. Ein Springtanz von Blitzen. Sie folgen rasch aufeinander in allen Farben. Die ohrenzerreißenden Donnerschläge erfüllen den Wald mit einem einzigen ungeheuren Krachen.

Nach stundenlanger halsbrecherischer Fahrt langen wir müde und durchnäßt an und fallen alsbald in die Betten.

Eine Familie Eingeborener, die bereits mit der Zivilisation in Berührung gekommen ist

Eine Gruppe prächtiger Pinien

Am frühen Morgen, als wir zur Jagd auf Wildschweine aufbrechen, dampfte der Wald vor Nässe. Da die Caboclos, die als Treiber und Jäger mitgehen sollten, nicht zur Stelle sind, so bleibt uns nichts anderes übrig, als zu ihren Ranchos, die im Umkreise von einigen hundert Schritten um unser Wohnhaus liegen, zu gehen, um sie zu holen. Ihre Ranchos sind primitivste menschliche Bauten. Ein Holzgerüst aus dünnen Stämmen, mit Lehm verschmiert, nur mannshoch vom Boden; ein schmaler Eingang mit einer alten Kuhhaut verhängt, am Giebel ein kleines Loch als Fenster und das Dach mit Gras gedeckt. Herum um die Hütte sieht das Auge nur Gestrüpp und Buschwerk, nicht einmal eine Andeutung eines Gartens. Hier wohnt Senhor Lima dos Santos, einer der Arbeiter der Fazenda. Sie sind zumeist Abkömmlinge jener vor Jahrhunderten eingewanderten Portugiesen, in ihren Adern aber fließt seit langem schon ein gut Teil Indianer- und Negerblut. Nachfahren eines alten Seefahrer- und Entdeckervolkes, ste-

(Fortsetzung auf Seite 8)

Ein Wasserfall im Innern des brasilianischen Hochlandes

Typischer Pinienwald auf 3000 m Höhe

(Fortsetzung von Seite 2)

Auf den weiten Ebenen des brasilianischen Hochlandes. Im Vordergrund 3 typische abgeflachte Pinien

hen sie jetzt tiefer als Angehörige vieler afrikanischer Negerstämme.

Nach dem gebräuchlichen Händeklatschen und dem Rufe «O de casa», wird die Kuhhaut zur Seite getan und eine schmutzige kraushaarige Mulattin erscheint, die uns auffordert, einzutreten. Auf dem Erdboden des rauchgefüllten einzigen Raumes brennt ein Holzfeuer; herum im Kreise sind Rinderfelle, die Lagerstätten der Bewohner, gebreitet. In einer Ecke auf einem Bündel Lappen schläft ein Säugling; neben ihm hockt ein gelbbrauner halbnackter Junge mit schwarzen, wirren Haaren, der uns mit großen, scheuen, staunenden Augen mustert. Ein einziger eiserner Kochtopf und einige Calebassen oder Cuias, Schalen einer Kürbisart, bilden das Koch- und Eßgerät. Der Hausherr schlürft aus einer kleinen runden Cuia, in deren Loch ein

Indianer vor seiner Hütte. Die Wände des primitiven Baues bestehen ausschließlich aus Lehm, während das schützende Dach aus geflochtenen Palmenblättern verfertigt wird

metallenes Saugröhrchen steckt, das unten in ein Sieb endigt, seinen Matte, den indianischen Urwaldtee.

Endlich machen wir uns mit fünf Mann und einer Meute elender, zaundürrer Caboclohunde auf den Weg in den nahen Wald. Die Gewehre unserer Begleiter sind von Rost überwachsen und zum Teil noch Vorderlader. An einigen sind die Läufe mit Draht am Schaft befestigt. Ihre Wirkung muß eine furchtbare sein. Gewiß schießen sie in Spirallinien, so daß sie auch bei ganz großen Objekten, etwa bei Elephanten, noch etwas auszurichten vermögen.

Bald trennen sich unsere Treiber von uns, um in weitem Bogen durch den Wald späterhin wieder zu uns zu stoßen.

Die breitgekrönten Pinien, die herrschenden Bäume im Urwalde des weiten südbrasilianischen Hochlandes, erheben sich hoch empor in den blassen Morgenhimmel, stehen gerade und schlank wie Weizenhalme. Die wenigen, ganz oben am Ende der säulenartigen Stämme im Kranz sitzenden, weitausladenden Aeste sind in regelmäßigen Kurven gen Himmel gebogen, ragen wie die von böigem, tückevollem Winde in die Höhe geklappten Stahlspangen eines Schirmes empor. Daneben bilden den Wald der Hochebenen weißstämmige Imbuiabäume, Zedern, Baumfarne, vereinzelte Palmen und durchaus nicht zuletzt die Matte-Teebäume, deren dunkelgrünes, glänzendes Laub, o ouro verde (das grüne Gold), alle vier Jahre abgeschnitten, im Walde über Holzfeuer getrocknet und dann in Mühlen zerstampft wird. Brasilianer, Argentinier, Chilenen, die meisten und größten Völker Südamerikas, trinken diesen brasilianisch-indianischen Urwaldtee — herva do diabo, Teufelskraut, nannten es die Jesuitenpadres einst wegen seiner stimulierenden Wirkung — leidenschaftlich gern.

Aber die Pinie ist der häufigste und neben dem Matte der wichtigste, nützlichste Baum dieser ungeheuren Landstrecken. Aus den geschnittenen oder vielfach in primitivster Weise gerissenen Brettern des Stammes baut der Bewohner des Hochlandes sein Haus. In Schindeln gespaltet, deckt sie das Dach. Die starken, harzreichen Aeste dienen als Feuerung, und ihre Frucht ist ein recht wichtiges Nahrungs- und Futtermittel des Caboclo, das mancher Not abhilft. Die Pinienfrucht ist nach Art der Tannenzapfen eingehüllt und daumengroß. Ihrer fünfzig bis sechzig bilden einen fast kopfgroßen, kugelförmigen Fruchtknoten, aus dem die vollreifen Früchte herabfallen. Gekocht oder geröstet schmecken sie wie die eßbare Kastanie.

Statt diesem Baume die möglichste Schonung angedeihen zu lassen, ihn zu pflanzen, zu pflegen und alles zu tun, um ihn zu verbreiten, wird eine böse Raubwirtschaft getrieben. Jedoch die Natur hat der Pinie einen seltsamen Heger beigesellt. Es ist ein Vogel, die Hochlandskrähe, von der Größe eines Stares und mit schönem, dunkelbraunem Gefieder. Zankend, lärmend treiben sie sich in den Kronen der Pinien umher, sind fuchsschlau, und ihre ruhelosen, blanken Jettaugen beobachten alles, was um sie herum vorgeht. Erspähen sie einen Menschen, so erheben sie ein wütendes, keifendes Geschrei. In der Reifezeit sind sie bemüht, große Schätze von Pinienfrüchten zu sammeln, lesen hierbei die größten und gesundesten aus und vergraben jede einzeln in der Erde. Von dem verborgenen Samen aber finden sie später nur einen kleinen Teil wieder. —

Auf einer länglichen Lichtung haben wir zu warten beschlossen und sitzen auf einem umgestürzten Baum, die Winchesterbüchsen auf den Knien. Es ist noch ganz still im Wald. Dann und wann klopft ein Specht hohl gegen den Stamm, und leise tönt bisweilen das Bellen der Caboclohunde von weither durch das dichtverwachsene Gehölz. Nur wenn Papageien über den Urwald ziehen, wird die Stille jählings unterbrochen. Sie sind zahllos und fliegen in geraden Reihen wie Soldatenscharen, in jedem Glied etwa zwanzig an der Zahl. Ein wenig voran, in der Mitte der Front, fliegt der Führer mit seinem Weibchen.

Die Formationen sind so zahlreich, daß zuweilen der ganze sichtbare Himmel bedeckt erscheint. Jeder Vogel läßt ein durchdringendes Geschrei ertönen.

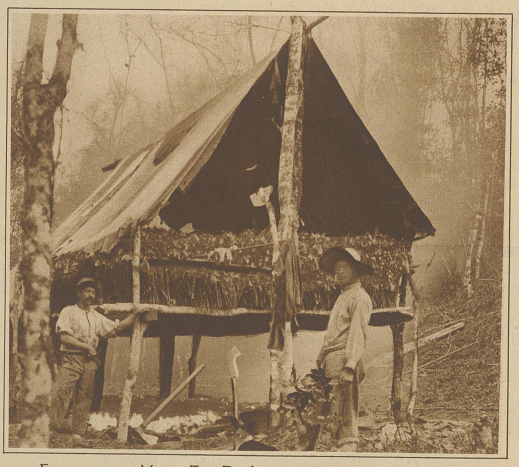
Zuweilen macht ein Schwarm in einer nahen Pinienkrone Halt und frißt unter stetem Lärmen die reifen Früchte, jedoch der Führer sitzt ein wenig abseits und hält aufmerksam Umschau. Während die anderen Papageien in dem Geäst umherklettern, schwatzen und kreischen, sitzt er auf einem abgesonderten Ast, und seine Augen spähen in die Runde. Erscheint ihm irgend etwas verdächtig zu sein, so läßt er einen Warnungsruf ertönen, der dem Schwadronieren der andern sofort ein Ende macht, wenn sie auch noch ruhig weiter fressen. Hält er es dann aber für ratsam, sich davonzumachen, so gibt der Wächter und Führer ein schrilles, durchdringendes Fluchtsignal, und die Schar fliegt unter gellendem Schreien weiter.

Plötzlich nähert sich das Kläffen der Hunde, ich vernehme das Geschrei der Caboclos und gleich darauf auch gewahre ich, im Zehntel einer Sekunde, die dunklen Gestalten zweier Wildschweine unweit von uns über die Lichtung jagen. Wir schießen fast gleichzeitig. —

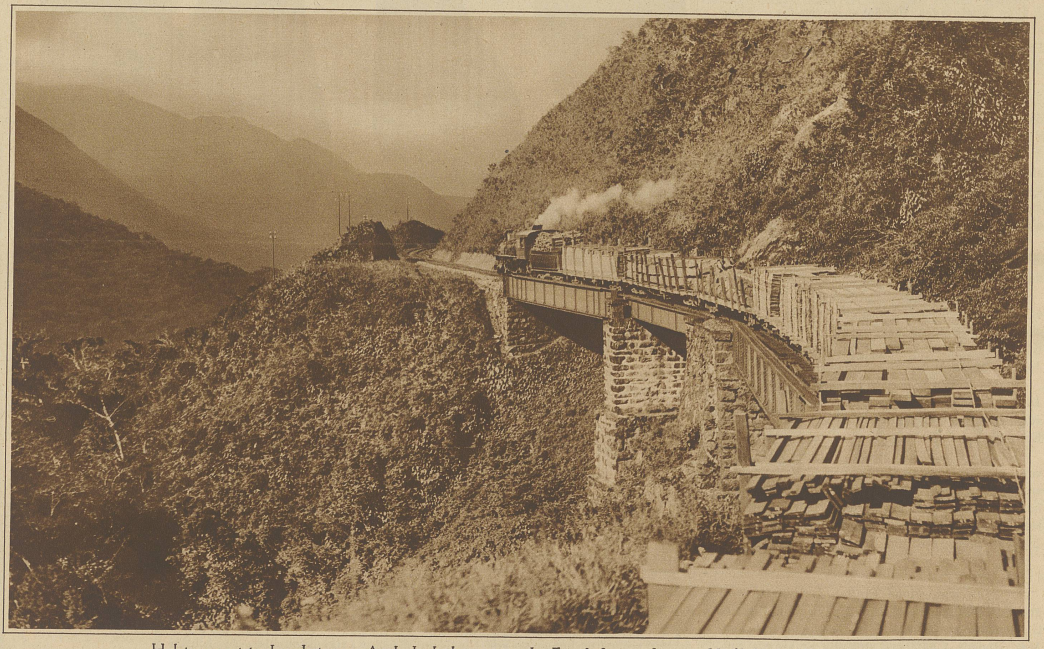
Eine der vielen Stromschnellen, die die meisten Flüsse im Landesinnern unschiffbar machen

Später, im Unterholz, keine hundert Schritte entfernt, finden die Caboclos einen starken Eber mit tödlichem Schuß und schleppen ihn herbei.

Was für ein Tier! Hier sind Kraft, starke Waffen und Schnelligkeit miteinander vereint. Der schlanke, abgeplattete Rumpf mit spitzestem Bug und Kopf und starken, schützenden Borsten spricht von einem harten Lebenskampf zwischen verwachsenem Dornengestrüpp und Schlinggewächs des unendlichen Urwaldes.



Eine primitive Matte-Tee-Trocknerei im Walde des Hochlandes



Holztransport ins Landesinnere. Auch die Lokomotiven der Eisenbahn werden ausschließlich mit Holz gefeuert